

anzuführen, so konnte man ja auch den Herrn Landwirthschaftsminister bitten, einmal die Verträge der Handelsgesellschaften zur Prüfung zu unterziehen, die sie in Angriff gegen die Landwirthschaft enthalten. (Sehr richtig!) ... Der Herr, der eine revolutionäre Bestimmung darin enthält, daß einem Verein eine unwichtige Intervention der Handelsrechte zum Vorzug gemacht werden kann, wird sich bestrengen, in der Bestimmung vorkommende Tendenzen an unserer Seite befinden. (Sehr gut! recht!) ...

Können, weil er geleglich daran verhindert ist, wurde der geschäftlich-ordnungsmäßigen Behandlung zugewiesen.
Vorjahr.
Wegleit.
Die Regierung theilte der Deputirtenkammer mit, sie habe die Ansicht empfangen, daß die Günder in der Handelsminister die Mannschaften in das Recht setzen, sich ein Recht zu reserviren, welches nicht abgemacht worden sei. Die Regierung habe den Kapitän Coutinho daraufhin, gegen die Unbefähigten einen Streik aus zu unternehmen.

Die Dinge im Orient.

Nach den gestrigen aus Konstantinopel eingetroffenen Berichten ist zwischen den Vorkämpfern und Temschir Pascha über den Vorlaut der Kauf der Friedensprämien eine Entscheidung erfolgt worden. Die Türkei nimmt die von den Militärsachen der Mächte vorgeschlagene Grenzlinie mit einigen unbedeutenden Änderungen in der Richtung der Linie zustimmung der Mächte gefunden haben. Die nächste Zusammenkunft am morgigen Sonnabend wird der Festsetzung der Redaktion der Friedensprämienarbitrar entschieden sein. Der „N. Fr. Pr.“ wird aus Konstantinopel telegraphirt: „Auf der Börse ist ein Telegramm von der Schifffahrt von Akrea eingetroffen, worin die Beschiebung über die Erneuerung des Abkommens zum Generalgouverneur ausgedrückt und hingewiesen wird, daß die Osmanen die Frau des erkrankten englischen russische Hände zu fallen brodt, erscheinend sich in besser, in ottomanischen Staatsverband zu verleben. Sie bitten daher den Sultan, er möge die richtigen Maßregeln zur Ordnung der Dinge ergreifen.“ Das scheint bestellte Arbeit! Die Türkei will offenbar Akrea nicht verlassen. Es wird ihr aber wenig helfen!

Telegramme.

Hamburg, 21. Juli. Das Boot zweiter beim Störfang beschaffter Altonaer Fischer ...
Wien, 21. Juli. Nach bis jetzt eingelaufenen Meldungen wurden bei dem vorgeschlagenen Umsturz der Provinz Polen 11 Menschen von 10 Millionen erschlagen, darunter einmal Polozin ein Ehepaar Bielecki, das sich unter einem Baum gestellt hatte. Im Banikort sind 7 Zentner Arbeiter von Mlig getroffen worden. Einer ist todt, die übrigen sind schwer verletzt.
Wolde, 21. Juli. Die „Hohenollern“ ist gestern Abend 8 1/2 Uhr bei schönem Wetter hier eingetroffen.
Christiania, 21. Juli. Die Unterjüngung der in Seele bei Hjøft gefangenen und gestern Abend hierher gebrachten Brieffaule hat festgestellt, daß dieselbe eine der am 13. vor Mon. bei Sjøland vom Hamburger Driestaubenklub aufgefundenen 1000 Briefen war, wie sich aus dem von ihm zur gelegten Aluminiumringe ergibt.
Montevideo, 21. Juli. (Nachmeldung.) Die Friedensverhandlungen mit den Portugiesern sind abgebrochen.
Konstantinopel, 21. Juli. Für den Fall eines Ministereinganges werden für die Stellung des justizminister Großveziers neben Djend Balcha noch viele Andere genannt, darunter der frühere Minister des Äußeren, Luftschiff Balcha, der jetzige Staatspräsident Said Balcha und der gegenwärtige Minister des Äußeren, Temschir Pascha, endlich der jetzige Großmeister der Artillerie Zeit Balcha.
Atten, 21. Juli. Unter den griechischen Truppen in den Thessalonien ist der Typhus ausgebrochen. Der Kriegsminister verfügt die Beurlaubung von 10 Prozent dieser Truppen.
Washington, 21. Juli. Der Senat hat beschlossen, über die Tarifbill heute Nachmittag 3 Uhr abzusommen.

werden. Auf Beschluß des städtischen Gemeindeforums werden die Etabli- und Landgemeinden des Königreichs an dieser Lage wesentliche Einrichtungen ins Leben rufen.

Betriebswesen.

Ueber den Betrieb im Kaiser Wilhelm-Kanal ...
- Ueber den Betrieb im Kaiser Wilhelm-Kanal im Betriebsjahre 1896/97 ...
- Ueber den Betrieb im Kaiser Wilhelm-Kanal im Betriebsjahre 1897/98 ...

Sport und Jagd.

Der Kaiserpreis bei dem Offizier-Lawen-Tennis-Tournier in Hamburg wurde gestern von ...

Gerichtsgang.

Sobness-Beschäftig, 23. Juli. Am dem großen ...

Der Mordprozeß Voitschen.

Aus Philippopol, 23. Juli, wird geschrieben: ...
Aus Konstantinopel, 21. Juli, wird geschrieben: ...
Aus Akrea, 21. Juli, wird geschrieben: ...
Aus dem ...

Aus der Provinz Sibirien und ihrer Umgegend.
- Gornj, 23. Juli. (Vom Baden erkrankten) ...
- Bienenstöbe, 23. Juli. (Vom Bienenstöben) ...
- Gornj, 23. Juli. (Vom Bienenstöben) ...

Abg. Göttsch (nast.) erklärt sich für Annahme des Gesetzes ...
Abg. Göttsch (nast.) erklärt sich für Annahme des Gesetzes ...
Abg. Göttsch (nast.) erklärt sich für Annahme des Gesetzes ...
Abg. Göttsch (nast.) erklärt sich für Annahme des Gesetzes ...

Die ...
die ...
der ...
die ...
die ...



(Nachdruck verboten.)

Das Haus der Schatten.

7) Roman von Robert Koblrausch.

In ihrer Mitte aber erhob ſich eine kräftige, einfach geformte, ſchwarze Marmorſäule, die eine überlebensgroße Männerbüſte aus weißem Marmor trug. Das gelbe, von oben herabfallende Licht jedoch verlieh ihr eine blaſſe Todtenfarbe, ſo daß der erſchreckte Beſchauer keinen Stein, ſondern das erblickende Antlitz eines ſterbenden Menſchen zu erblicken meinte. Eine Draperie von ſchwarzem Sammet war um die Schultern der Büſte gelegt, und dieſer Gegenſatz von Stoff und Stein erhöhte noch den Eindruck des Grauenhaften, den der plötzliche Anblick hervorrief.

Kalt überließ es den Aſſeſſor, indem er den nie geſehenen Raum und ſeinen traurigen Inhalt betrachtete. Es war ihm, als greife von dort eine eifige Todtenhand in das warme Glück ſeiner Liebe herein, als wehe ihm Grabeshauch entgegen und vernichte die Blüten auf ſeinem Wege. Seine Lippen vermochten nicht zu reden, ein Zittern erſchütterte ſeine Glieder und unverwandt blickte er auf das ſteinerne Bildniß. Jetzt aber unterbrach eine gedämpfte, ruhige Stimme wieder das Schweigen. „Es iſt die Büſte des Regierungsraths Henninger, eine gute Arbeit von Profeſſor Künſthardt. Ich habe den Verſtorbenen nicht gekannt, aber man ſagt, ſie ſei ähnlich. Urſprünglich ſollte ſie auf dem Kirchhof aufgeſtellt werden, aber Frau Henninger wollte ſich nicht davon trennen. Sie nahm ſie hierher in dieſen Erinnerungsraum als Zeichen einer Treue, die über das Grab hinausreicht.“

Sie wandte ſich nicht um, die Wirkung ihrer Worte zu erforſchen; die Büſte betrachtend, ſprach ſie gleichmäßig weiter, ohne einen Blick auf das Geſicht ihres Zuhörers zu werfen, das ſich mehr und mehr entfärbte unter dem Einfluß ihrer grauenſamen Rede.

„Sie hat ihm dieſe Treue geſchworen und wird ſie ihm halten, wie ich ſie kenne. Sterbend hat er den Eid von ihr gefordert, und ſie hat ihn geleistet.“

„Geſchworen? Einen Eid? Was reden Sie, was bedeutet das?“

Jetzt wandte ſie ſich zu ihm, und ein matter Ausdruck des Staunens erſchien auf ihrem Geſicht. „Ich dachte, Sie wüßten das Alles von ihr ſelbſt. Sie hat ja doch ſonſt ſo großes Vertrauen zu Ihnen. Ich müßte mich alſo der Indiskretion anklagen, aber die ganze Stadt weiß von dieſem Eide; die Einen tadeln ſie darum, die Anderen beklagen ſie, aber Alle wiſſen, daß ſie ihrem Manne auf ſeinem Sterbelager Treue geſchworen hat über das Grab hinaus bis in alle Ewigkeit, und daß der Sterbende verheißen hat, als Geiſt wieder vor ihr zu erſcheinen, wenn ſie den Eid brechen ſollte.“

Auch jetzt erhob ſich ihre Stimme nicht zu größerer Kraft; der Ton ihrer Worte erinnerte an das gleichmäßige Niederfallen großer und ſchwerer Regentropfen, die eine melancholiſche Muſik machen.

„Das iſt nicht wahr!“ ſchrie der Aſſeſſor auf. „Das kann nicht wahr ſein, oder ſie hätte es mir geſagt!“

„Es wird das Beſte ſein, Sie fragen ſie ſelbſt. Da iſt ſie.“

Frau Henninger war ins Zimmer getreten, lächelnd mit einem Scherzwort auf den Lippen. Ein einziger Blick aber zeigte ihr den enthüllten Erinnerungsraum mit der Büſte des Todten, zeigte ihr die leiſenhafte Bläſſe auf dem Geſichte des lebenden Mannes, den ſie liebte.

Raſch trat er ihr entgegen, nach Worten ſuchend. Aber wie er ihr in die Augen ſah, die groß und fragend und doch mit dem Ausdruck eines mächtigen Vertrauens auf ihn gerichtet waren, da vermochte er nicht auszuſprechen, was er gemeint hatte, ihr ſagen zu müſſen.

„Nicht heute,“ ſtammelte er. „Fragen Sie mich nicht! Ein andermal, — ſpäter, — nicht heute!“

Ohne Abſchiedsgruß verließ er das Zimmer. Mit einem langen, ſchmerzlichen Blicke ſchaute Frau Henninger ihm nach. Dann trat ſie auf die Geſellſchafterin zu und fragte: „Was haben Sie ihm geſagt?“

„Nur von dem Eide habe ich ihm erzählt, den Sie dem Verſtorbenen geleistet haben. Ich meinte nicht, ihm etwas Neues damit zu ſagen.“

„Es war kein Eid, Sie wiſſen das gut genug!“ Sie hatte es heftig hervorgeſtoßen, gleich aber gewann Sie die Selbſtbherrſchung wieder und fügte ruhig hinzu: „Doch es iſt nun einmal geſchehen und nichts mehr zu ändern. Gehen Sie ſchlafen, Fräulein Dietzens; es iſt ſpät geworden, und ich möchte allein ſein.“

Mit wortloſem Neigen des Kopfes gehorchte die Geſellſchafterin; leiſe glitt ihre graue Geſtalt hinaus aus dem Zimmer. Als Frau Henninger allein geblieben war, verriegelte ſie die Thür, durch die Jene ſich entfernt hatte; dann aber trat ſie vor den Raum, der dem Andenken des Verſtorbenen gewidmet war, und blickte lange regungslos hinein in den gelblichen Schimmer, der die Züge des Todten umfluthete.

Zuerſt bewegten ihre Lippen ſich ohne Laut, aber dann bildeten ſie Worte, leiſe, kaum vernehmlich: „Es iſt kein Eid geſeſen, Du weißt es. Ich verſprach Dir's in der Angſt des Todes, weil ich meinte, daß ich nie aufhören könnte, Dich zu lieben. Nun iſt es geſchehen, das Leben übt ſein gewaltiges Recht. Mein Verſprechen iſt zu einer Kette geworden, die mir die freie Bewegung hemmt.“

Sie ſchwieg einen Augenblick und trat noch näher zu der Büſte heran; ihr Geſicht gewann einen zornigen Ausdruck. „Aber ich will die Kette nicht tragen,“ ſagte ſie jetzt laut, „ich breche ſie — heute, in dieſer Stunde. Ich will leben, ja, ich will leben.“

Mit raſcher Bewegung erhob ſie die Hand zu der Ampel und löſchte die Flamme, die darin leuchtete; noch ein kurzes Aufſackern, und tiefe Dunkel erfüllte den kleinen Raum. —

Silig, mit unſicheren Schritten hatte der Aſſeſſor ſich nach ſeinen Zimmern begeben, ſobald er den Salon verlaſſen hatte. Er dachte nicht mehr daran, daß der Dunkel oben nach ihm ver-

langt hatte und ihn erwartete. Hinter sich verschloß er die Thür und trat in dem unerleuchteten Gemach an eins der unverschütteten Fenster; die beiden Räume, die er bewohnte, lagen im Nebenwinkel, der sich rechtwinklig an den Hauptbau anlehnte, gleich am Anfang des langen Korridors. Wie das eine Fenster der Küche, so gingen auch die dieser Zimmer auf den Hof zur Seite des Hauses, und an die Scheiben gelehnt, blickte der Professor lange Zeit hinunter auf die weiße Fläche, auf das Treiben des Schnees in der Luft. Dann ließ er die Vorhänge herunter, machte Licht und begann sich zu entkleiden. Als er sein Schlafzimmer betreten hatte und den Wandschrank öffnete, in dem er seine Kleider zu verwahren pflegte, fiel es ihm zum ersten Male auf, daß dieser Schrank durch die ganze Stärke einer mächtigen Mauer hindurch sich erstreckte und daß er nach hinten zu nur durch eine dünne Wand geschlossen schien. Dort aber lagen die beiden Räume, in denen der Todte gelebt hatte und gestorben war, derselbe Todte, der von heute ab, so meinte er, für immer zwischen ihm und seinem Glücke stand. Mit erneueter Schauer über die verderbliche Nähe schloß er die Thür des Schrankes, warf sich auf sein Lager und löschte das Licht. Aber kein Schlaf kam in seine brennenden Augen; er lag und wachte, wieder und wieder die Gedanken in seinem Kopfe wälzend, und starrte hinein in das Dunkel, das ihn umgab und das ihm in diesen Stunden wie ein Abbild seines zukünftigen Lebens erschien.

Er lag und wachte und hörte die Glockenschläge, die vom Thurm der nahen Michaeliskirche zu ihm herüber drangen, doch er vernahm nicht, was in seiner Nähe geschah. Er ahnte den Schatten nicht, der in tiefer, finsterner Mitternacht das Haus der Schatten durchschwebte. Aus einem Zimmer des ersten Stockwerks kam er hervor, glitt an den Wänden entlang, öffnete die Thür eines schwarzen Gelasses und bewegte sich eine Treppe hinan, die darin emporführte. Ueber die Korridore des zweiten Geschosses nahm er seinen laulosen Weg, um Halt zu machen vor einem Zimmer, das über dem des Verstorbenen lag. Ein ganz leises, dreimaliges Klopfen ertönte, kaum lauter als ein Hauch, die Thür öffnete sich, ein schwacher Lichtstrahl kam daraus hervor. Und in seinem Scheine verwandelte der Schatten sich in eine Gestalt, in die des Fräulein Dietzens, der Gesellschafterin von Frau Henninger. Das Gemach aber, aus dem der Lichtschein hervorkam und in das die dunkle Gestalt nun hineinglitt, war das Studirzimmer des Doktors Jassch.

„Du kommst spät,“ sagte er mit gedämpfter, ungeduldiger Stimme.

„Es war nicht eher sicher, und Du hattest ihn ja auch noch zu Dir heraufbestellt.“

„Was hast Du zu berichten?“

„Niel und wenig Gutes.“

„Verschließ die Thür, setz Dich und erzähle.“

Drittes Kapitel.

Die Werkstätte des Goldschmieds Bernicke befand sich in einem besonderen kleinen Anbau des Hauses an der hinteren Grenze des Grundstücks. Parallel zum Vorderbau, rechtwinklig zum Seitenflügel erhob sich dieses Gebäude eingeschossig und niedrig. So war die Grundfläche auf zwei Seiten wöllig, hier hinten zur Hälfte etwa durch Baulichkeiten umschlossen. In der Umarmung dieser drei Wände von verschiedener Höhe lag ein Hofraum, mehr lang als breit, an der freien Seite durch ein einfaches, altersgraues Holzgitter abgeschlossen, von dem eine Thür in den jetzt unter tiefem Schnee begrabenen Garten führte. Ein paar alte, hochgewachsene Akazienbäume reckten die beschneiten Nester knorrig empor. Gesträuchgruppen waren halb in die Schneemasse versunken, langgestreckte, geradlinige Blumen-

und Gemüsebeete zeichneten sich als flache Erhöhungen, riesigen Gräbern vergleichbar, undeutlich ab.

Wie im ersten Stockwerk, so zog sich auch zu ebener Erde bis in die äußerste Tiefe des Gebäudes ein langer und schmaler Korridor, der von dem inneren Hof und dem daneben liegenden Garten her sein Licht empfing. Ganz hinten zur Linken des Ganges öffnete sich eine weiße, nur locker in ihren morsch gewordenen Angeln hängende Thür nach der Werkstätte zu, die in zwei Räume von ungleicher Größe zerfiel. Der erste von ihnen war sehr klein und durch ein einziges Fenster vom Innenhof her erleuchtet. Ambos, Blasebalg und Herd befanden sich hier und der schwarze Ueberzug von Rauch auf den weißgetünchten Wänden erzählte von der Macht des Feuers, das auf der Schmelzstätte, auf dem niedrigen, von vieljährigem Gebrauch schon halb zerförten Backsteinherd, regierte.

Die eigentliche Arbeitsstätte befand sich im zweiten Raum. Durch vier mit geriffeltem Glas verkleidete, dicht nebeneinander gelegene Fenster drang das Schneelicht des Wintertages hell herein, und mitten unter ihnen stand der Werk Tisch aus naturfarbenem, vom Alter ergrautem, von Rissen durchsetztem Holz. Er war der Beherrscher des Raumes. Trotzig sprang die mächtige Platte, die sich gradlinig an die Mauer anschoß, weit vor in der Form eines halben Ovals. Aber die Linie dieses Ovals war durch vier halbkreisförmige Ausschnitte unterbrochen, und die wuchtige Holzmasse gewann so das Aussehen eines durchschnittenen Sternes. Vom freundlichen Glanz des Goldschmiedshandwerks zeigte sich nichts in dem einfachen Gemache mit seinen weißen Wänden. Die eiserne Goldwalze, die hochbeinig dastand, reckte die schwarzen Zähne ihres Radwerks hervor, ein röthlicher Staub erfüllte den Boden des großen Holzstakens auf der Polirmaschine.

Nur an einer einzigen Stelle des Werk Tisches zeigte sich ein feines, goldenes Mägen. Dort saß an diesem Februarmorgen ein junger Mann der Arbeit, ein Krauskopf, in der Mitte der Zwanziger vielleicht, mit der hellen Haarfarbe und den klaren, blauen Augen des niederländischen Stammes. Frohsinn und Gesundheit sprachen aus seinem freundlichen Gesichte, das hübsch und regelmäßig war. Er saß in einem der halbkreisförmigen Ausschnitte des Werk Tisches, nahe am Fenster. Der Feilen Nagel, ein viereckiger, vorn abgeschragter Holzkeil mit einer Vertiefung in der Oberfläche, war am Tisch in der Mitte des Ausschnittes befestigt, ein Schurzfell war darunter festgenagelt, so daß es einem offenem Beutel gleich herabhing, um die Abfälle des werthvollen Metalls aufzufangen und zu bewahren.

Der junge Gesell war mit der Reparatur eines zerbrochenen Ohrrings eifrig beschäftigt, aus dem er eben mit Hilfe des Korn eisens einen zierlichen Brillanten entfernt hatte. Jetzt griff er nach oben, wo von der Decke ein Bündel gebogenen Drahtes, einem gekrümmten Roßschweif vergleichbar, herabhing, und befestigte sorgsam die zerbrochenen Theile des Schmuckstücks mit Hilfe des Drahtes aneinander. Dann zog er die Löthflamme, die herabgeschraubt vor ihm brannte, näher zu sich heran; eine Bewegung am Hahn, und sie loberte rauschend hoch auf, während er das Löthrohr zum Munde führte und mit dem feineren Ende hineintauchte in die Flamme. Von seinem kräftigen Athem zerissen, fuhr die zerstäubte Gluth voll Ungeßüm los auf das zierlich geschmiedete Metall, das er, in seiner Zange geschickt es haltend, ihrer schmelzenden, heilenden, neu verbindenden Macht preisgab. Die Hauptflamme aber ließ sich nicht bändigen; in freier Gluth, wild gemacht durch den Angriff des menschlichen Athems, in wechsenden Wellenlinien emporlodern, flackerte sie wild auf und übergoß das Gesicht des Arbeiters mitten in der weißen Helle des Wintertages mit bewegtem, rothgelbem Widerschein.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Fallobst.

Von Paul Grimm (Riflingen).

Dem Gartenbesitzer macht es keine geringe Sorge, wenn er Frucht an Frucht, noch ehe sie reif geworden, von Ast und Zweig herniederfallen sieht. Er hätte seine Lieblinge so sorgsam begabt. Wider die unholden Nachfröste schützte er sie, so gut er eben konnte. Die Zweige stützte er, an denen sie im goldenen Strahlennetz der Sommerferne ihrer Reife zustrebten. Nun muß er sie, noch bevor sie dieser theilhaftig geworden, vom Boden auflesen. Der leiseste Windhauch oder ein Regen mit etwas schweren Tropfen hat das Band gelodert, das sie bisher am Baume festgehalten.

Freilich wird er sich in den meisten Fällen die Schuld an solchem Verlust selber zusprechen müssen. Gewiß, wider den Sturm, der die Äste zerzaust, oder den Hagelschlag, der sie mit seinen Geschossen bombardirt, vermag er sie nicht zu schützen. Dann ist oftmals der Erdboden wie besät mit unreifen Früchten und die Hoffnung auf eine ergiebige Ernte geradezu zerstört. Aber wenn der Wurm seine Gänge in das Fleisch bohren konnte, so ist das für den Gartenbesitzer nur die Mahnung, im nächsten Jahre sorgfältiger Acht zu geben, damit nicht die so mannigfachen vegetations-schädlichen Lebewesen wiederum ihr Unwesen treiben können. Man schlägt oft die Hände über dem Kopf zusammen, wenn man sieht, daß vollständige Raupennester an den Zweigen kleben. Man macht Jagd auf sie und schneidet ganze Äste ab. Und doch wäre all das nicht nöthig gewesen, wenn man beizeiten die Vorichtsmaßregeln getroffen, die von der gärtnerischen Kunst für solche Fälle längst angerathen wurden und sich so vortrefflich bewähren. Wer im Herbst und spätestens im Frühling die Bäume gründlich von jenen schädlichen Larven und Insekten frei hält, der braucht auch nicht sonderlich Furcht zu hegen, daß er statt reifer Früchte eitel Fallobst ernten wird.

Nichtsdestoweniger besitzt auch dieses seinen Werth, und wofern die Hausfrau nur ein wenig umsichtig ist, wird sie immer im Stande sein, Nutzen daraus zu schlagen. Es können sogar Fälle eintreten, die es nöthig machen, die Früchte vom Baum zu nehmen, noch bevor diese ihre vollständige Reife erlangt haben. Wenn nämlich die Früchte gar zu gedrängt wachsen, ist es geradezu eine Nothwendigkeit, einige davon zu entfernen, damit die zurückbleibenden um so besser gedeihen. Denn einer der elementarsten Grundsätze der Obstbaukunde lautet: man soll jedem Baum nur so viel Früchte lassen, als seiner Kraft angemessen scheinen. Trotz der einleuchtenden Einfachheit dieser Regel wird nur allzu viel dagegen gesündigt. Wenn die Früchte sich so dicht zusammen drängen, daß sie kaum von den Sonnenstrahlen getroffen werden, können sie vor Allem niemals eine wirkliche, vollständige Reife erlangen. Es ist eben Schattenobst, dem Wohlgeschmack und Würze fehlen. Man entferne nun einige, so daß die Sonne die zurückbleibenden umspülen kann, und diese werden nicht nur schmackhafter, sondern auch größer werden. Mancher Obstwirth glaubt aber wunder was erreicht zu haben, wenn seine Bäume unter der Last ihrer Früchte schier zusammenbrechen. Abgesehen davon, daß sie dann die eben gerügten Mißstände aufweisen, erschöpft auch der Baum selber alle Kräfte, über die er zu verfügen hat. Da wundert man sich dann, daß er im nächsten Jahre eine nur geringe Ernte abwirft oder ganz und gar verliert. Hätte man sich jedoch entschlossen, einen Theil der Früchte im halbreifen Zustande zu entfernen, so wäre ein solcher Ausfall nicht eingetreten.

Was heißt denn aber eigentlich reif beim Obst? Auch darüber ist die große Menge so gut wie gar nicht unterrichtet, und selbst mancher Gartenbesitzer darf sich eine kleine Unterweisung wohl gefallen lassen. Vor Allem muß man in dieser Hinsicht einen Unterschied machen zwischen Sommer- und Herbstobst einerseits und Winterobst andererseits. Das Erstere schmeckt immer am besten, wenn es am Baum selbst die Reife erlangt hat. Der Großstädter freilich wird dieses Genußes nur in ziemlich seltenen Fällen theilhaftig werden. Obst, das transportirt werden muß, pflegt fast immer in unreifem oder, um mich richtiger auszudrücken, in noch nicht völlig gereiftem Zustande gepflückt zu werden. Darum schmeckt das in den Handel gebrachte Obst oftmals so fade und charakterlos. Die Aprikose mundet nur, wenn sie direkt vom Spalier auf den Tisch kommt. Allein sie ist so zart und empfindlich, daß sie kaum transportirt werden kann, wenn sie erst die Reife, also das völlige Produkt von Wohl-

geschmack und Aroma, schon erlangt hat. Anders das Winterobst. Es erzielt seine Reife stets erst, nachdem es eine Zeit lang gelagert hat, und der umsichtige Gartenbesitzer muß darum aus der Praxis heraus wissen, wann er dieses am besten abzurnten hat. Ueberhaupt ist die eigene Erfahrung ein Rathgeber, dem man immer und allerorten Gehör verstaten soll. Wer Früchte, selbst die erst auf dem Lager nachreifenden, gar zu frühzeitig vom Baum nimmt, gewinnt stets wenig anderes als Fallobst. Es läßt sich ebensovienig für den unmittelbaren Genuß verwenden, wie für die Obstmosfbereitung. Schon nach wenigen Tagen stellt sich heraus, daß es geschmacklos, unansehnlich und runzelig ist. Man thut dann am besten, wenn man es sofort in die Küche wandern läßt, bevor noch die wenigen guten Eigenschaften, die es zu bewahren vermochte, verloren gegangen sind. Die Hausfrau muß dann wieder gut machen, was der Obstwirth gesündigt hat. Glücklicherweise versteht sie, wenn sie irgend ein wenig Umsicht besitzt, aus dem Fallobst einen so mannigfachen Nutzen für die Wirtschaft herauszuschlagen, daß der Schaden nicht gar zu bedeutend sein dürfte. Nur daß doch der eigentliche Zweck verfehlt ist und man keine wirklich gereiften Früchte einernt. Denn Fallobst bleibt immer Fallobst — ob es nun freiwillig von Ast und Zweig hernieder geleitet oder durch eine unkundige, ungeschickte Hand dazu veranlaßt wird.

Sein Hauptwerth besteht in dem Vorrath an Säure und an aromatischen Stoffen, von denen besonders der erstere sehr bedeutend ist. Kompott aus Fallobst mundet deshalb meistens um vieles besser, als solches aus gereiften Früchten, die sich mitunter für eine solche Verwerthung überhaupt nicht eignen. Es sei nur darauf hingewiesen, wie begehrt das Kompott aus unreifen Stachelbeeren ist, während sich die auch nur annähernd gereiften hierzu ganz und gar nicht eignen. Allerdings muß stets eine ziemlich bedeutende Menge Zucker hinzukommen; dann erhält man aber auch ein Kompott, wie es schmackhafter und zugleich gesünder nicht gewünscht werden kann. Ein vorzügliches Gelee geben insbesondere die Falläpfel. Man schneidet diese und kocht sie unter ganz geringem Wasserzusatz so weich, daß sie schon mit einem Strohhalm durchstochen werden können. Darauf thut man sie in ein Tuch und preßt sie aus. Den so gewonnenen Saft mischt man mit Zucker, etwa 250 Gramm auf den Liter, und kocht ihn bei fleißigem Abschäumen so lange, bis Tropfen, die auf einen Teller fallen, sich ohne jeden Rückstand abheben lassen. Manche Hausfrau giebt während des Kochens noch Schlemmkreide hinzu. Dadurch bringt man nämlich zu Wege, daß das Gelee ein vollständig klares Aussehen gewinnt. Auf einen Liter Saft hat man dann ungefähr einen Löffel Schlemmkreide zu rechnen. Diese legt sich sofort als dichter Schaum auf die Oberfläche und ist sorgfältig fortzuschöpfen. Das Gelee selber wird, noch warm, in Gläser gefüllt, luftdicht verschlossen und an einem kühlen Orte aufbewahrt.

Eine weitere Verwerthung des Fallobstes besteht darin, daß man Essig daraus herstellt. Zu diesem Zwecke werden die Früchte zerquetscht und in ein Faß gethan. Hierzu giebt man soviel Wasser, daß dieses, wenn man den Inhalt mit einem Faßboden bedeckt und dann mit Steinen beschwert, die Früchte noch ganz genau bedeckt. Das Faß selber wird an eine warme Stelle gebracht, damit die Früchte in Gährung übergeben. Nach einiger Zeit preßt man den Saft aus und gießt ihn auf ein reines, ungeschwefeltes Faß. Auch dieses soll an warmer, mindestens aber frostfreier Stelle seinen Standort haben und stets spundvoll gehalten werden, indem man beständig starken Essig hinzugießt. Um den Inhalt frei von jeder Unsauberkeit zu bewahren, legt man auf die Oeffnung ein Brettstück, das mit zwei Nägeln leicht angeheftet wird. Dies Verfahren wird etwa ein halbes Jahr innegehalten, bis die Essiggährung vorüber ist, also aus dem Faße keinerlei Geräusch mehr tönt. Will man ihn klären, so geschieht das auf sehr einfache Weise, indem man gepulvertes Knochenmehl, einen Eßlöffel auf den Liter, zu der Flüssigkeit mischt. Nach tüchtigen Berrühren der Zuthat läßt man den Essig eine Weile stehen, bis sich die Kohle an den Boden gesetzt hat. Dann soll die Flüssigkeit durch einen einfachen Filter laufen, und man hat einen vorzüglichen Essig gewonnen. Jede Obstsorte eignet sich hierzu, selbst Schalen und ähnliche Abfälle. Will man jedoch seinem Essig ein besonders angenehmes Aroma verschaffen, so gebe man einige Himbeeren oder Brombeeren zu der Masse. Gerade der Essig ist die schwache Seite in manchem Haushalte. Man mißt ihm leider meist nicht den Werth bei, den er eigentlich mit gutem Recht beanspruchen darf. Durch die

Benutzung von Fallobst würde somit die Hausfrau eine Hand-
habe besitzen, wie sie sie sich ohne jede Kosten und mit nur ganz
geringem Aufwand von Mühe verschaffen kann.

Allerlei.

Die Geschichte der Frauen-Orden gehört zu den interessantesten
Kapiteln der Kulturgeschichte und reicht bis in das graue Alterthum
zurück. Die eigentliche Begründerin der Frauen-Orden war die
heilige Synkletia, welche 318 das erste Nonnenkloster in der Wüste
Thebais gründete. Die Vorschriften waren darin sehr streng. Die
Kleidung der Schwestern sollte an Farbe „sahl wie verweilte Rosen“
sein. Das wallende Haar mußte unter dichter Binde verschwinden.
Die Hauptziele des Ordens waren Nächstenliebe und Arbeitsamkeit.
Dem einen Orden folgten bald mehr, doch kam sehr schnell ein mehr
weltlicher Zug hinein. Der vornehmste Orden des Mittelalters war
der der Johanniterinnen, der seinen Sitz in Jerusalem hatte. Die
Ordensstracht war äußerst prunkvoll und farbenreich. Als die Heiden
die Insel Rhodus in ihre Gewalt bekamen, legten die ritterlichen
Ordensschwester zwar Trauer an, aber auch diese war nichts weniger
als einfach. Nach der Einnahme Jerusalems durch die Ungläubigen
(1187) zerstreuten sich die Johanniterinnen über alle Welt. Erst als
ihnen die Gemahlin Alfonso's II. von Aragonien zu Sizenna ein
Asyl anwies, traten sie wieder zu engerer Gemeinschaft zusammen.
Die Heimath der Damen-Orden blieb zunächst Spanien. Neben
dem Orden von Calatrava blühte der von St. Jacob, beide
zum Schutz gegen die Einfälle der Mauren gegründet. Von
den Mitgliedern forderte man die Abnenprobe auf vier Ge-
schlechter, auch mußten sie das Gelübde der Keuschheit und
des Gehorsams ablegen. Die Ritter hatten gegen die Mauren
zu kämpfen, die Damen mußten die unbesetzte Empfangnis der Jung-
frau zur Anerkennung bringen. Beide Orden bestehen noch heut, aber
nur der König kann Großmeister davon sein. Sehr vornehm war
auch der von ehemaligen Benediktiner-Nonnen gegründete Orden zu
Nivelles in Brabant. Zur Aufnahme nöthig waren 32 adlige Abnen.
Als erster wirklich selbständig arbeitender Damenorden hat die Ver-
einigung der Ordensschwester von der Passion zu gelten, die am Ende
des 14. Jahrhunderts gegründet wurde. Die Schwestern lebten in
Hospitälern und widmeten sich der Krankenpflege. Ihre Ordensstracht
war sehr losbar. Den ersten weiblichen Verdienstorden gründete
Johann I. von Castilien in dem Orden von der Schärpe. Er wurde jenen
tapferen Frauen verliehen, die bei der Belagerung Biencas durch die
Engländer ihre Männer zum Kampf antrieben. Diesem folgten bald
mehr, und zwar sehr originelle. Die „Blumentöpfe der Mäßigkeit“ in
der Steiermark, die „Kornähre“ in der Bretagne, der schwebische
„Maria-Geonora-Orden“ und die „himmlische Halskette“ in Oesterreich
sollten gleichfalls weibliche Tugenden belohnen, gingen aber bald
wieder ein. Dem gleichen Loos verfielen der von Luise Elisabeth von
Merkeburg gegründete „Orden des Todtenkopfs“ und die von der
Witwe Kaiser Ferdinands III., Leonore von Gonzaga,
gestiftete Vereinigung der „Sklavinnen der Tugend.“ Gegen die
Auswüchse des Ammenmeiens arbeitete der Joachims-Orden in
Sachsen-Coburg, während der dänische „Orden der Kreuze“ die
strengste Pflichtenfüllung in der Ehe verlangt. Wunderbaren Grund-
sätzen huldigte wieder der von der Wittve Karls VIII. gegründete Orden
de la Cordiliere. Er vereinte alle von schlechten Männern erlöste
Wittwen. Von den heute noch bestehenden Orden ist der älteste das
österreichische „Sternkreuz“, dessen Großmeisterin meist die Kaiserin selbst
ist. Er fordert von den Schwestern Verehrung des Kreuzes, Frömmig-
keit und Nächstenliebe. Ihm an Alter gleich kommt der russische Ka-
tharinenorden, der durch Gründung von Schulen und milden Stif-
tungen schon sehr viel Gutes that. Die zahlreichsten Orden findet
man in Bayern. Der von der heiligen Elisabeth ist äußerst exklusiv
und nimmt außer den Prinzessinnen nur noch sechs Palastdamen auf.
Der Ammen-Orden vom Damenstift zu München und der gleichnamige
von Würzburg sind weniger anspruchsvoll. Der Theresienorden und
das Verdienstkreuz sind den weitesten Kreisen zugänglich. In Preußen
ist der älteste der Luiseorden, der an Frauen als Lohn für patriotische
Liebeswerke verliehen wird. Ähnlichen Zwecken dient das Verdienst-
kreuz, sowie der sächsische Sidonien- und der württembergische Olga-
Orden. Der jüngste Frauenorden ist das von der Königin Viktoria
1883 gegründete „Nothe Kreuz“. England sieht also in der Belohnung
weiblicher Tugenden noch zurück hinter Preußen, dessen verstorbenen
König schon 1873 einen „persischen Frauenorden“ gründete.

Der „alte Heim“, einer der bekanntesten Berliner Aerzte um die
Wende des vorigen Jahrhunderts, wurde am 22. Juli 1747 geboren.
Aus Anlaß der 150. Wiederkehr seines Geburtstages veröffentlicht
Gugen Jolani in der „Post. Ztg.“ eine Reihe von Anekdoten aus
dem Leben Heims. Um 5 Uhr Morgens fanden sich bei Heim bereits
die ärmeren, nicht bettlägerigen Kranken ein, die umsonst behandelt
wurden. Es waren das in der Zeit der stärksten Praxis Heims wohl
jährlich etwa 5000 Kranke. Seine Armenpraxis war so groß, daß im
Jahre 1802, als die Armen noch freie Arzenei aus der Schloßapotheke
erhielten, sich die Aufseher dieser Apotheke über Heim beschwerten, daß
er mehr freie Armenrezepte verschreibe, als alle übrigen Aerzte zu-

sammengenommen. Hierauf zeichnete Heim im August jenes Jahres
täglich die Kranken auf nach Namen, Alter, Stand, Wohnung und
Krankheit. Die Rechnung dieses einzigen Monats ergab 975.
Er sandte diese Rechnung ein und wurde nicht weiter von
der Schloßapotheke angefochten. Seine Verdienste, vereint mit
seiner Originalität, erhoben ihn über lästige zeremonielle Rücksichten
und verstateten ihm, sich frei bei Hofe zu bewegen. So pflegte König
Friedrich Wilhelm III. scherzweise von Heim zu erzählen, er sei der
einzige Mensch gewesen, der ihn, den König, habe stehen lassen. In
vornehmen Kreisen war Heim nicht nur als Arzt geschätzt, sondern auch
als geistvoller Mann und witziger Gesellschafter gern gesehen. Oft
vergingen Wochen, ehe er einmal allein mit den Seinen bei Tisch saß.
Seinem Humor ließ er oft in sehr schlagfertiger Weise die Zügel
schiefen. Als er unvorsichtig eine Weinflasche umwarf, welche seinen
gegenüberstehenden Tischgenossen in Gefahr brachte, bezoghen zu werden,
sagte er: „Die Flasche macht Ew. Excellenz ihr Kompliment, es fiel
nur etwas ungeschickt aus.“ Als Blücher von der Berliner Universität
zum Doktor der Philosophie honoris causa kreiert worden war, spießte
Heim mit dem Fürsten beim Minister von Hardenberg. Heim erhob sich,
als Blücher ihn scherzhaft seinen Kollegen nannte, und ließ den „jungen
Doktor Fürst Blücher“ leben. Da aber erhob sich Blücher schlagfertig
mit seinem Glase und rief: „Es lebe der Feldmarschall der Doktoren,
mein Kollege Heim!“ Von Heims schlagfertigen Antworten ist wohl
diejenige die bekannteste, die er einst seinem berühmten Kollegen Husen-
land gab, als dieser ihm Vorwürfe machte, daß Heim so oft Arzenei
zu Heilzwecken, insbesondere bei Wechselfiebern, anwandte. „Was
werden Sie“, so fragte Husenland den Kollegen, „sagen, lieber Kollege,
wenn Gott dereinst Rechenschaft von Ihnen fordert wegen dieses ver-
wegenen Spiels mit dem stärksten Gifte?“ „Ich werde antworten“,
entgegnete Heim, indem er Husenland auf die Schulter klopfte: „Alter,
das versteht Du nicht.“ Eine öfters an heftigem Kopfweh leidende
Dame bat Heim eines Tages in merklicher Verlegenheit und mit vielen
Umschweifen um Entschuldigung, wenn sie sich eines Hausmittels be-
diente, das ihr als unfehlbar gerühmt worden sei. Sie sollte nämlich,
so sei ihr gerathen, wenn ihr Uebel einträte, den Kopf mit Sauerkohl
bedecken. „Sehr gut“, antwortete Heim, „aber vergessen Sie nicht,
auch eine Bratwurst oben darauf zu legen.“ Ein hohes Alter ward
ihm beschieden; die Menschheit brauchte einen Mann wie ihn, der es
sogar verstand, wie ein Schleiermacher von ihm sagte, „untern Derr-
gott selbst in Ordnung zu halten“. Am 15. September 1831 starb er,
bis an die Pforten des Todes glücklicher Sterblicher, der einst
über seine Ruhelstätte die Worte setzen ließ: „Es sei kein Trauerort
für die Familie Heim“.

Von Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren
veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Die Möhre, ihr selbmäthiger Anbau und ihre Ver-
wendung.** Aus der Praxis für die Praxis von Otto Muenzer.
Berlin-Schöneberg, F. Telge, Verlagsbuchhandlung für Landwirtschaft.
Preis 50 Pfg. 20 Exemplare 8 Mk. Je schwieriger es heutzutage
für den Landwirth ist, der Ungunst der Zeit zu widerstehen, um so
mehr muß er sich dem Anbau solcher Pflanzen zuwenden, welche noch
einen lohnenden Betrieb möglich machen und sowohl gute Verkaufs-
waare liefern, als auch in der eigenen Wirtschaft vielfach Verwendung
finden können. Dazu gehört unzweifelhaft die Möhre, welche aus-
fallenderweise noch viel zu wenig in der Landwirtschaft gewürdigt
wird, während sie die Handlungsgärtner als eine der gangbarsten Pflanzen
schätzen. Wie wenig die Möhre nach Verdienst geschätzt wird, beweist
schon der Umstand, daß sie in der Anbauart der meisten Staaten
nicht besonders aufgeführt ist, sondern daß ihre Anbaufläche nur unter
„sonstige Hackfrüchte“ gezählt wird, zu andern, daß ein sehr grober
Theil der Landwirthse ihre Anbauart gar nicht kennt. Obige Schrift
gibt dazu eine kurze, recht gediegene Anleitung und kann deshalb
bestens empfohlen werden. Der Verfasser hat es verstanden, im kurzen
Rahmen sich erschöpfend über den ganzen Möhrenanbau zu verbreiten.
Wir schließen uns seinem Wunsche an: „Möge die Schrift dazu bei-
tragen, den Anbau der Möhre zu fördern!“

— **Die Kunst, glücklich zu sein.** Ernst gemeinte Blaudereien
von F. Hammermann. Zweite Auflage. München in Hannover.
Reinhold Werther. Jeder Familienvater kann in der unbegabbarsten
Kunst, glücklich zu sein, hier viel lernen. Es sind unsere heutigen Seiten
eine Anzahl der schlimmsten Uebel, an denen unsere heutige Erziehung
und das Familienleben krank, kurz und eindringlich dargestellt. Der
Verfasser zeigt sich als scharfer Beobachter des menschlichen Lebens.
Zulezt zeigt er, daß unser Volk nur wahrhaft glücklich ist, wenn es
zum alten Gott wieder zurückkehrt, wenn Jeder weiß, was er ihm ver-
dankt und schuldet.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele. Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.